

(Nachdruck verboten.)

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Im Krankensaal ertönte Geräusch. Man hörte Kinder weinen.

„Ich glaube, man ruft mich,“ sagte sie und schaute sich unruhig um.

„Nun, also leben Sie wohl,“ sagte er.

Sie that so, als bemerkte sie die ausgestreckte Hand nicht, wandte sich, ohne sie zu drücken, um und ging mit schnellen Schritten auf dem Korridorläufer fort, indem sie sich bemühte, ihr Frohlocken zu verbergen.

Was geht in ihr vor? Wie denkt sie? Wie fühlt sie? Will sie mich prüfen oder kann sie mir wirklich nicht verzeihen? Kann sie nicht alles sagen, was sie denkt und fühlt, oder will sie nicht? Ist sie milder gestimmt oder böser geworden? fragte sich Nechljudow und konnte sich keine Antwort geben. Eins wußte er — das war, daß sie sich verändert hatte und in ihr eine für ihre Seele wichtige Umwälzung vor sich ging, und diese Umwälzung vereinigte ihn nicht nur mit ihr, sondern auch mit dem, in dessen Namen diese Umwälzung sich vollzog. Und eben diese Vereinigung versetzte ihn in einen freudig erregten und gerührten Zustand.

Nach ihrer Rückkehr in den Krankensaal, in dem acht Kinderbetten standen, begann die Maslowa nach Anweisung einer Schwester Betten umzuliegen. Dabei beugte sie sich zu weit über das Bettlaken, glitt aus und wäre beinahe gefallen. Ein am Halse verbundener, in der Genesung begriffener Knabe sah sie an und begann zu lachen, und die Maslowa konnte sich nicht mehr halten, setzte sich auf das Bett und schüttelte sich vor Lachen, und dieses Lachen war so ansteckend, daß einige Kinder ebenfalls zu lachen anfangen, während die Schwester böse auf sie einschrie.

„Was hast Du da zu schnattern? Glaubst wohl, Du bist noch da, wo Du gewesen bist. Geh, hol' das Essen!“

Die Maslowa verstummte, nahm das Geschirr und ging, wohin man sie schickte; aber als sie sich nach dem verbundenen Knaben umsah, dem das Lachen verboten war, prustete sie wieder los. Mehrmals im Laufe des Tages, sobald sie allein blieb, zog die Maslowa die Photographie ein wenig aus dem Couvert und liebäugelte mit ihr; aber erst abends nach dem Dienst, als sie in dem Zimmer allein war, wo sie mit der andern Wärterin schlief, zog die Maslowa die Photographie ganz aus dem Couvert und schaute lange unbeweglich jede Einzelheit der Gesichter und Kleider und Balkenfenster und Sträucher, von deren Grunde seine und ihr und der Tanten Gesichter sich abhoben, mit strahlenden Blicken an und betrachtete das verblichene, gelb gewordene Bild und konnte sich, besonders an sich und ihrem jungen hübschen Gesicht mit dem rings um die Stirn gelockten Haar gar nicht satt sehen. Sie war so in Anschauen versunken, daß sie nicht bemerkte, wie ihre Kollegin ins Zimmer trat.

„Was ist das? Hat er Dir das gegeben?“ fragte die dicke, gutmütige Wärterin und bengte sich über die Photographie.

„Bist Du das wirklich?“

„Aber wer denn sonst?“ meinte die Maslowa lächelnd und sah ihrer Kollegin ins Gesicht.

„Und wer ist das? Er selbst? Und das, ist das seine Mutter?“

„Die Tante. Hättest Du mich denn nicht erkannt?“ fragte die Maslowa.

„Wie sollte ich wohl? Hätte Dich im Leben nicht erkannt. Ein ganz andres Gesicht. Sind doch wohl an die zehn Jahre seitdem vergangen?“

„Nicht Jahre, ein ganzes Leben,“ sagte die Maslowa, und ihre ganze Lebhaftigkeit war plötzlich verschwunden. Ihr Gesicht wurde verzagt, und zwischen den Augenbrauen grub sich eine Falte ein.

„Was denn, das Leben dort soll ja leicht sein?“

„Ja, leicht,“ wiederholte die Maslowa, bedeckte die Augen und schüttelte den Kopf. „Schlimmer als Zwangsarbeit.“

„Warum giebt man es dann aber nicht auf?“

„Man möchte wohl, aber man kann nicht. Was ist darüber zu reden!“ rief die Maslowa, sprang auf, schleuderte die Photographie in die Tischschublade und lief, mit der Thür schlagend, in den Korridor, indem sie mit Gewalt böse Thränen zurückdrängte.

Beim Hinblicken auf die Photographie hatte sie sich als diejenige gefühlt, welche auf ihr dargelegt war, und davon geträumt, wie sie damals glücklich gewesen war und noch mit ihm hätte glücklich sein können. Die Worte ihrer Gefährtin hatten sie an das erinnert, was sie jetzt war — hatten ihr alle Schrecken jenes Lebens ins Gedächtnis zurückgerufen, welche sie damals dumpf gefühlt, aber sich nicht eingestanden hatte. Wie sollte man sich da nicht verfindern! Und die Ursache von allem war er. Und es erhob sich plötzlich in ihr wieder die frühere Bosheit gegen ihn, und sie wollte ihn schelten und ihm Vorwürfe machen. Es that ihr Leid, daß sie heute die Gelegenheit verpaßt hatte, ihm zu sagen, daß sie ihn kannte, und sich ihm nicht unterwürfe, und ihm nicht erlaubte, sie geistig zu beugen, wie er sie körperlich beugte. Und um dieses qualende Gefühl des Mitleids mit sich und der unnützen Vorwürfe gegen ihn loszuwerden, wünschte sie sich Branntwein. Sie hätte ihr Wort nicht gehalten und Branntwein getrunken, wenn solcher im Gefängnis vorhanden gewesen wäre. Hier konnte man aber Branntwein nicht anders als vom Feldsher erhalten, und vor dem Feldsher fürchtete sie sich, weil er ihr nachstellte. Beziehungen zu Männern aber waren ihr widerwärtig. Sie sah eine Weile auf der kleinen Bank im Korridor,kehrte dann in die Kammer zurück, gab ihrer Gefährtin keine Antwort und weinte lange über ihr vernichtetes Leben.

## Vierzehntes Kapitel.

In Petersburg hatte Nechljudow vier Aufgaben: erstens das Kassationsgesuch der Maslowa an den Senat; zweitens das Anliegen der Fedosja Birintowa an die Kommission für Bittgesuche im Auftrage Wjera Bogoduchowskajas; drittens die Klage bei der Gendarmerieverwaltung wegen Befreiung der Schustowa und die Angelegenheit der Mutter mit dem Sohn, die in der Festung gefangen gehalten wurden, worüber ihm dieselbe Wjera Bogoduchowskaja einen Brief geschickt hatte. Die beiden letzten Angelegenheiten rechnete er für eine.

Die vierte Angelegenheit, die er zu besorgen hatte, war der Prozeß der Sektierer, die von ihren Familien getrennt und nach dem Kautafus verbannt waren, weil sie das Evangelium gelesen und erklärt hatten. Er hatte weniger ihnen als vielmehr sich selbst versprochen, alles zu thun, was zur Aufklärung in dieser Sache dienen könnte.

Seit seinem letzten Besuch bei Maslennikow, besonders nach seiner Fahrt aufs Land fürchte Nechljudow mit seinem ganzen Wesen Abneigung gegen diesen Kreis, in dem er bis dahin gelebt hatte, gegen den Kreis, in dem seiner Meinung nach so sorgsam die Leiden verborgen wurden, die von Millionen Leuten zur Sicherstellung der Bequemlichkeit und der Zufriedenheit einer kleinen Anzahl ertragen wurden, und zwar so, daß die Angehörigen dieses Kreises jene Leiden und die Grausamkeit und das Verbrecherische ihres eignen Lebens nicht sahen und nicht sehen konnten. Nechljudow konnte jetzt schon nicht mehr ohne Unbehagen und Selbstvorwürfe mit Leuten dieses Kreises verkehren. Aber dabei zogen ihn die Gesplogenschaften seines verflorenen Lebens, und verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, und namentlich der Umstand in diesen Kreis hinein, daß er, um das zu thun, was ihn jetzt allein beschäftigte, nämlich: der Maslowa und all den Leidenden, die er unterstützen wollte, zu helfen — Hilfe und Förderung von Leuten dieses Kreises erbitten mußte, nicht nur von denen, die er nicht verehrte, sondern häufig von solchen, die Unzufriedenheit und Verachtung in ihm hervorriefen.

In Petersburg angekommen, stieg Nechljudow bei seiner Tante mütterlicherseits, der Gräfin Tscharskaja, der Gemahlin eines Ministers a. D., ab und geriet sofort mitten in die ihm so fremd gewordene aristokratische Gesellschaft hinein. Das war ihm unangenehm; aber er konnte nicht anders handeln. Nicht bei der Tante, sondern im Gasthause absteigen, bedeutete für sie eine Beleidigung. Außerdem aber hatte die

Tante gute Konnexionen und konnte ihm im höchsten Grade bei all den Angelegenheiten, um die er sich bemühen wollte, nützlich sein.

„Nun, was höre ich da von Dir! Die reinen Wunderdinge.“ sagte die Gräfin Zekaterina Zwanowna zu ihm, als sie ihm gleich nach seiner Ankunft Kaffee vorsetzte. „Unterstützt Verbrecher. Fährst ins Gefängnis. Willst die Leute bessern.“

„Nein, ich denke gar nicht daran.“

„Nun, das ist gut. Doch soll da eine romantische Geschichte im Gange sein. Also erzähle.“

Neckljudow erzählte seine Beziehungen zur Maslowa — alles, wie es war.

„Ich weiß, ich weiß, die arme Helene hat mir damals etwas erzählt, als Du bei den Tanten wohntest; sie wollten Dich, scheint's, mit ihrer Nichte Tochter verheiraten. (Die Gräfin Zekaterina Zwanowna hatte Neckljudows Tanten väterlicherseits immer verachtet.) . . . Also das ist sie? Ist sie noch hübsch?“

Die Tante Zekaterina Zwanowna war eine sechzigjährige, gesunde, fröhliche, energische, redselige Dame. Sie war hoch gewachsen und sehr stark; auf ihrer Lippe war ein schwarzer Schnurbart bemerkbar. Neckljudow hatte sie gern und war von klein auf gewohnt, sich von ihrer Energie und Fröhlichkeit anstecken zu lassen.

„Nein, liebe Tante, das ist alles zu Ende. Ich möchte ihr nur helfen, weil sie unschuldig verurteilt ist, und ich schuld daran und an ihrem ganzen Schicksal bin. Ich fühle mich verpflichtet, für sie zu thun, was ich kann . . .“

„Aber wie hat man mir denn gesagt, daß Du sie heiraten willst?“

„Das wollte ich auch, aber sie will nicht.“

Zekaterina Zwanowna schob die Stirn vor, senkte die Pupillen und schaute dann ihren Neffen erstaunt und fragend an. Plötzlich veränderte sich ihr Gesicht, und Zufriedenheit kam in ihm zum Vorschein.

„Nun, sie ist verständiger als Du. Ach, was bist Du für ein Narr! Hättest Du sie wirklich geheiratet?“

„Sicherlich.“

„Nach dem, was sie war?“

„Um so mehr. Ich bin ja doch an allem schuld.“

„Nein, Du schwärzst Dich einfach an,“ sagte die Tante, ein Lächeln verbeugend. „Schwärzst Dich schrecklich an, aber ich habe Dich grade deswegen lieb, weil Du Dich so schrecklich anschwärzt,“ wiederholte sie augenscheinlich mit besondrer Vorliebe dieses Wort, das in ihren Augen den intellektuellen und moralischen Zustand ihres Neffen besonders treffend wiedergab. „Du weißt, wie gelegen das kommt,“ fuhr sie fort. „Aline hat ein wunderbares Magdalenenheim. Ich war einmal dort. Sie sind mir äußerst widerwärtig. Habe mich nachher vollständig gewaschen. Aber Aline ist mit Leib und Seele dabei. Also geben wir die Deinige hin. Wenn jemand sie bessert, so thut es Aline.“

„Sie ist aber zu Zwangsarbeit verurteilt. Ich bin deswegen hergekommen, um für Aufhebung des Urteils zu sorgen. Das ist mein erstes Anliegen an Dich.“

„Sieh mal an; wo ruht denn die Entscheidung über ihren Prozeß?“

„Beim Senat.“

„Beim Senat? Mein lieber Kousin Lewuschka ist ja beim Senat. Uebrigens ist er im Heroldsdepartement. Von den gegenwärtigen Mitgliedern kenne ich keins, Sind alles Gott weiß für Leute — entweder Deutsche: Ge, Fe, De — das ganze Alphabet, oder verschiedene Zwanows, Semjonows, Nikitins, oder zur Abwechslung einmal Zwanenko, Simanenko, Nikitenko — Leute aus einer andern Welt. Nun, ich will es trotzdem meinem Manne sagen. Er kennt sie. Er kennt alle Leute. Ich will es ihm sagen. Aber Du mußt ihm die Geschichte explizieren, sonst versteht er mich nicht. Was ich ihm auch sagen mag, er sagt stets, er versteht nichts. Das ist nun einmal so. Alle Welt versteht mich, nur er nicht.“

In diesem Augenblick brachte ein Lakai in Antehosen einen Brief auf einem silbernen Theebrett.

„Der kommt grade von Aline. Da wirst Du auch von Kieselwetter hören.“

„Wer ist Kieselwetter?“

„Kieselwetter? Er kommt heute. Da wirst Du erfahren, wer er ist. Er spricht derart, daß die eingeweichtesten Verbrecher in die Knie sinken und weinen und Buße thun.“

Die Gräfin Zekaterina Zwanowna war, wie sonderbar das auch klingen mag, und wie wenig es ihrem Charakter entsprechen mochte, eine glühende Anhängerin der Lehre, nach welcher das Wesen des Christentums im Glauben an die Erlösung besteht. Sie fuhr zu den Versammlungen, in denen diese damals moderne Lehre verkündet wurde, und versammelte gläubige Herzen bei sich. Trotzdem diese Lehre nicht nur alle Ceremonien und Heiligenbilder, sondern auch die Sakramente verwarf, hatte die Gräfin Zekaterina Zwanowna in allen Zimmern und selbst über ihrem Bette Heiligenbilder hängen und führte alles aus, was die Kirche von ihr verlangte, ohne irgend einen Widerspruch darin zu erblicken.

„Den müßte Deine Magdalena hören; sie würde sofort bekehrt werden,“ sagte die Gräfin, „Sei bestimmt heute abend zu Hause, dann hörst Du ihn. Er ist ein wunderbarer Mensch.“

„Er interessiert mich nicht, liebe Tante.“

„Ich sage Dir aber, er interessiert Dich. Komm auf jeden Fall. Nun, sprich weiter, was hast Du noch von mir nötig? Schütt Dein Herz aus.“

„Da ist noch die Angelegenheit in der Festung . . .“

„In der Festung? Da kann ich Dir ein Schreiben an Baron Kriegsmut mitgeben. Ein sehr guter Mann. Aber Du kennst ihn ja selbst. Er war ein Kollege Deines Vaters. Macht in Spiritismus. Nun, das thut nichts. Er ist gut. Was willst Du denn da?“

„Ich will darum bitten, daß man einer Mutter erlaubt, ihren Sohn zu besuchen, der dort sitzt. Aber man sagte mir, das hinge nicht von Kriegsmut, sondern von Tschernajeff ab.“

„Tschernajeff mag ich nicht, aber er ist Mariettas Mann. Ich kann sie bitten. Sie thut es mir zu Gefallen. Sie ist sehr liebenswürdig.“

„Ich muß noch wegen eines Mädchens bitten. Sie sitzt schon einige Monate, und niemand weiß, weshalb.“

„Nun, sie selbst wird es schon wissen. Die wissen Bescheid. Diesen Kurzgeschorenen geschieht ganz recht.“

„Ich weiß nicht, ob ihnen recht geschieht oder nicht. Aber sie leiden. Du bist eine Christin und glaubst an das Evangelium, aber solche Unbarmherzigkeit . . .“

„Einerlei, das macht nichts. Evangelium bleibt Evangelium, und was einem widerwärtig ist, bleibt widerwärtig. Schlimmer wäre, wenn ich mich stellte, als liebte ich Nihilisten und namentlich kurzgeschorene Nihilistinnen, die ich nicht ausstehen kann.“

„Weshalb kannst Du sie nicht ausstehen?“

„Nach dem ersten März fragst Du noch, weshalb?“

„Sie haben doch nicht alle an den Vorfällen am ersten März teilgenommen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Donn goldenen Horn.

(Schluß.)

In Pera sieht man außer den Vertretern der verschiedenen Invasionen, unter denen die Deutschen an Zahl und Einfluß oben an stehen, vor allen Dingen auch die schwarzen Kämpfer des Vatikan. Man kann buchstäblich hier keine zehn Schritte gehen, ohne auf einen Träger der Kutte oder Soutane zu stoßen.

Wie die modernen Konquistadoren nach Gold und Beute gierig sind, so gehen die Patres auf den Seelensfang aus. Der Uberglauben und die Bigotterie der Lebentier kommt ihnen dabei zu statten. Wie mit Zwingburgen ist dieses von Unsitlichkeit bis zum Rande gefüllte Pera von Klöstern und Kirchen umgeben und durchsetzt. Die levantinische Bourgeoisie ist in ungläublicher Weise dumm und beschränkt. Ungebildet, nur mit dem leichten Firnisß mißverständener und entstellter französischer Kultur überzogen, ist sie von einem wahnsinnigen Selbststolz erfüllt, der sie die besitzlose Klasse mit empörender Verachtung behandeln läßt. Kein Hauch modernen Lebens kommt in diese verrottete Gesellschaft. Sie haftet nicht im Boden, sie hat keine Muttersprache, kein Volkstum; sie ist so farblos, daß sie eine rechte Beute für das Pfaffenium bildet, das seinen Vorteil nach Kräften wahrnimmt und seinen Grundbesitz stetig erweitert. Neben der von der Geistlichkeit beherrschten Bourgeoisie existiert ein großes Lumpenproletariat. Ein ganzes Heer von Bettlern zieht alltäglich durch die Gassen, oder steht an den Kirchenthüren. Ueberall wird man um Almosen angesprochen, Krüppel stellen ihre Gebrechen zu Schau, alte Bettlerinnen hängen mit geliebten Säuglingen am Bege, junge Bettlerinnen bieten ihre Reize an — auf der Gasse klingt das griechische Lied des Blinden, der den Verlust seiner Augen in oft erschütternden Tönen beklagt. Das Herz trampft sich zusammen über die Menge des zur Schau gestellten Elends, das den ärgsten Optimisten aus seinem Traum von der besten der Welten aufrütteln muß.

Und das arbeitende Proletariat? Es ist so gut wie nicht vorhanden, da eine Industrie sich noch nicht hat entwickeln können. Die in der Hauptstadt benötigten Arbeiter kommen zumeist aus der Provinz, wo die Landwirtschaft bei ihrem äußerst primitiven Betrieb viele Kräfte entbehren kann. Diese Arbeiter bilden eine fluktuierende Bevölkerung in der Hauptstadt, da sie nach einer gewissen Zeit mit ihren Ersparnissen in ihre Heimat zurückkehren und höchst selten in Stambul zur Familiengründung bleiben.

Das eingeborene Proletariat Konstantinopels ist in der Hauptsache nichtarbeitendes Lumpenproletariat und zwar ein sehr verkommenes, ein rechtes Produkt der mit der Autokratie verbundenen Plutokratie Peras und des Fanars, die schon in dem alten türkischen Feudalstaat einen Staat im Staate bildete.

Die türkische Autokratie ist auf ein Bündnis mit der ungläubigen Geldmacht angewiesen, sie würde ohne dieselbe trotz Prophet, Koran und Kalifat dem Vantrott entgegengehen. Die Zeit der großen Raubkriege ist ja längst vorüber, welche den Schatz mit Dukaten und Zechinen wieder füllten, wenn er erschöpft war. Und diese Autokratie ist so unklug, ihrer Helferin den Hals zuzuschneiden, mit allen erdenklichen Mitteln dem Aufschwung des Handels entgegenzuarbeiten. Hat man je in der Welt ein unverschämteres staatliches Raubinstitut gesehen als das türkische Zollamt? Die nicht besoldeten Beamten halten sich für das Gehalt, das sie nicht erhalten, durch Erpressungen in der Form von Bahschischforderungen an die Empfänger und Absender von Waren schadlos.

Der widerliche Eindruck, den diese offiziellen Raubvögel auf den Beschauer machen, wird noch erhöht durch die Beobachtung, daß sich an den Erpressungen eine Anzahl junger Burchen beteiligen, die sicher keine andre Beamtenqualifikation besitzen, als ihnen die Kunst hoher Böhmer verliehen hat.

Eine andre Schikane, der der fremde Handel ausgesetzt ist, sind die für gewisse Waren vorgeschriebenen Analysen. Während man im Zustande Lebensmittel im großen Stille fälscht und keine Kontrolle dafür existiert, unterwirft man von draußen kommende Artikel dem Zwang der chemischen Untersuchung, um nicht etwa die Bevölkerung gegen Betrug zu schützen, sondern nur um eine neue Quelle für Erpressungen zu haben.

Der Binnenhandel, durch Mantel schon längst gefesselt, ist ganz unterbunden worden durch Verfügungen, die den in der Provinz lebenden Kaufleuten die Reise nach Stambul zur Unmöglichkeit machen. Fürcht vor Revolution ist die Ursache zu dieser tief in das eigne Fleisch einschneidenden Maßregel gewesen.

So ist Gefahr vorhanden, daß der Konstantinopeler Handel, der jetzt auch durch die traurigen Kreditverhältnisse ver kümmert, fast gänzlich ein schläft. Von der Zeit der armenischen Unruhen im Jahre 1896 an ist er im steten Sinken gewesen.

Die chronische Geldnot der Privatschatulle des Herrschers und der Regierungskassen sind eine Folge davon; und doch scheint man das nicht einzusehen und bemüht sich, die Reste der einstigen Handels herrlichkeit noch gänzlich zu vernichten.

Dafür aber begünstigt man die Bahnbauten! Da man sich um den Handel nicht kümmert, so legt man, aufeinander durch die im letzten Kriege gemachten Erfahrungen belehrt, nur vom militärischen Standpunkt aus Wert auf die Erweiterung des Bahnnetzes. Man hat mit saurer Miene auch die Russen und Franzosen zu der Konkurrenz zugelassen. Namentlich die den ersteren zugestandenen Konzessionen für Linien an der Ostgrenze sind von ungeheurer Tragweite. — Die Jungtürken haben recht, wenn sie behaupten, daß der Sultan eine zu große Schwäche gegenüber den ausgesprochenen Feinden seines Reichs zeigt.

Eine allgemeine Schwäche ergreift die jetzige Regierung. Sie ist thronisch im Innern und nach Außen unverzüglich schwach. Eines der reichsten Länder der Welt, was die latenten Schätze des Bodens betrifft, das aber an ihrer Hebung die Hilfe des europäischen Kapitals unbedingt nötig hat, um nicht zu verschmachten wie Tantalus, verkennt so sehr sein wahres Interesse, daß er dem Eindringen moderner Ideen, die im Gefolg des Kapitals über die Grenzen dringen, durch eine Schreckensherrschaft zu steuern sucht. Die Zahl ihrer Opfer ist schon groß.

Diese waren keine ernstzunehmenden Revolutionäre. Ihre Ideen keine fortschrittlichen, eher reaktionäre. Dieser ganze Kampf mit den jungtürkischen Ideen ist ein Kampf mit Windmühlenslägel, der aber mehr tragisch wirkt als komisch.

Das Los der Verbannten ist hart genug, obwohl Sibirien noch viel härter sein mag. Eins ist sicher, Mißhandlungen sind sie nicht ausgefetzt. Die türkische Polizei ist selbst gegen politische Verbrecher humaner, als man annehmen könnte.

Ein europäischer Orientbummler kam neulich in ein Konsulat, um eine Unterstützung zu erbetteln. Als man dieselbe ihm nicht gewährte, spielte er den wilden Mann und erschien nach kurzer Frist im Bureau im Adamskostüm. Der Konsul ließ die türkische Polizei kommen und empfahl dem Kommissar, dem Damiten eine gehörige Tracht Prügel zu verabreichen. „Konsul Ebenidi“ erwiderte dieser, das mag Sitte bei Euch Europäern sein, wir pflegen das nicht zu thun!

\*) Es paßt ganz in das fromme System des Palastes, daß man jetzt eine schmalkpurige Bahn von Damaskus nach Mekka allein für die Beförderung der Pilger bauen will, eine Linie, die sich gar nicht rentieren würde! Man hat jedoch Ursache an ihr Zustandekommen zu zweifeln!

Man setzt die Gefangenen in unsaubere, stinkende Zellen, man giebt ihnen das Essen, das der türkische Soldat bekommt, falls sie sich nicht selbst beschäftigen können — aber man vergreift sich nicht an ihnen, man würdigt sie nicht durch Schläge zum Herab. Man liebt nicht die rohe Gewalt; eher sind elegante Siletische oder zierliche fingerhutartige Läßchen Kaffee, nach deren Genuße dem Trinker schlecht wird, als Mittel gegen politische und private Gegner beliebt. Man würde an die italienische Renaissance erinnert werden, wenn nicht die Künste und Wissenschaften hier durch gänzliche Abwesenheit glänzten. Diese Welt muß erst durch das Fegfeuer der Kapitalherrschaft gehen und durch ehrliche Arbeit geläutert werden, ehe sie für die Civilisation gewonnen werden kann. —

J. Schiraki.

## Kleines Feuilleton.

— Gift im wilden Mohn. Der wilde Mohn enthält während seiner Blütezeit in größerer Menge ein Gift von scharf betäubender Wirkung, und zwar ist die Wirkung dieses Giftstoffes am stärksten in den halbreifen, noch grünen Samenkapeln, also in den Monaten Juli und August. Mit zunehmender Samenreife vermindert sich das Quantum dieses Giftes wieder und zieht sich daselbe allmählich wieder mehr in die Samen und Wurzeln zurück. Da sich der wilde oder Klatschmohn in Kleeefeldern oder südenhaftigen Ackerwiesen oft in großer Menge vorfindet, so können durch anhaltende Verfütterung solcher mit Klatschmohn verunreinigten Grünfutters leicht Vergiftungen vor kommen, welche bei Aufnahme größerer Mengen dieses Unkrauts und wenn nicht rechtzeitig Hilfe geleistet wird, sogar den Tod der betreffenden Tiere zur Folge haben. Allerdings sind diese Fälle ziemlich selten. Wurde dem Tier nur einmal ein größeres Quantum Klatschmohn mit andern Grünfutter vermischt gereicht, resp. auf der Weide von ihm aufgenommen, so äußert sich dies nur in leichten, bald wieder vorübergehenden Symptomen (Vauchweh mit Blähung und eine gewisse Zeit dauernde Unruhe). Wird aber längere Zeit hindurch solches ziemlich viel Klatschmohn enthaltendes Grünfutter gereicht, so entleht eine Art chronischer Vergiftung mit zeitweisen Zudungen bald dieses bald jenes Körperteils. Sobald man dies gewahr wird, schütte man den hiervon betroffenen Tieren ein bis mehrere Mal starken schwarzen Kaffee (1/2 Liter) oder einige Tropfen Salmiakgeist in 1 Liter Pfefferminzthee ein, worauf die Tiere in kurzer Zeit wieder völlig hergestellt sein werden. Wie schon bemerkt, nehmen solche Vergiftungen selten einen tödlichen Ausgang und immer nur dann, wenn der Klatschmohn so stark auftritt, daß er den größten Teil des Grünfutters bildet und also in großen Mengen fast ausschließlich zur Fütterung gelangt. Wo also diese Pflanze auf Kleeäckern und schlecht gepflegten Ackerwiesen zahlreich auftritt, thut man gut, dieselben auszureißen und überhaupt durch frühes und öfteres Abmähen an deren Samenbildung zu verhindern. Dieses Unkraut ist ja leicht auszurotten, da es sich nicht durch Wurzelansläufer und Wurzelstöcke, sondern lediglich durch seinen Samen fortpflanzt. Wird also die Pflanze schon vor oder während der Blütezeit ausgezogen oder abgemäht, so ist auch zugleich ihre weitere Existenz unmöglich gemacht worden. Auch sollte, wo sich der wilde Mohn in größeren Mengen vorfindet, das Futter womöglich nicht grün, sondern als Heu verfüttert werden, indem nachgewiesenermaßen durch das Dörren der Giftstoff größtenteils verdunstet oder herausgeschwigt wird. — („Haus, Hof und Garten.“)

## Physiologisches.

— Der Einfluß des Fastens und der Nahrung auf die Körpertemperatur. Daß genügende Nahrungs zuzufuhr und gute Verdauung den Körper warmhalten, ist eine alte Erfahrung, die bis zum Vergleiche der Speisenzuführung mit der Feuerung unter dem Dampfessel geführt hat. Die Behauptung, daß Menschen, die nicht genügend ernährt werden, doppelt unter dem Frost leiden, kann als Gemeinplatz bezeichnet werden, aber eine eigentliche experimentelle Demonstration des tatsächlichen Zusammenhanges scheint bisher nicht versucht zu sein. Sie ist auch nicht unmittelbar zu führen. Läßt man ein Tier, z. B. einen Hund, auf seine Mahlzeit warten, so sinkt darum die Körpertemperatur nicht alsbald, das Tier besitzt hinreichende Reserven in seinem Körper, namentlich in den Fettstoffen, welche zunächst als Brennmaterial verbraucht werden. Um die Wärme-Erzeugung einer eingenommenen Mahlzeit unmittelbar nachweisen zu können, muß man das Tier zunächst fasten, d. h. seine Reserven aufzehren lassen.

Eine solche Versuchsreihe stellte, wie der „Promethens“ mitteilt, Professor Mosso in Genua mit Hunden an, die er gewöhnte, stundenlang auf einem Fleck zu liegen, damit das Ergebnis nicht durch die Muskelbewegung, welche die Körperwärme erhöht, gestört wurde. Nach drei- bis vier tägigen Fasten reichte eine geringe Menge in Wasser aufgelösten Zuders hin, die Temperatur des Körpers binnen kurzer Zeit meßbar zu erhöhen. Reichte er ihnen auf jedes Kilogramm ihres Körpergewichts 1 Gramm Zuder, so stieg die Temperatur in einer halben Stunde um 0,2 bis 0,3 Grad, bei einer Verdoppelung der Nation erhöhte sich die Temperatur in anderthalb Stunden um 0,8 bis 1 Grad. Ein Hund, welcher eine Temperatur von 37,2 Grad besaß, erhielt nach Darreichung von 8 Gramm auf das Kilogramm Körpergewicht eine Wärmezufuhr von 1,4 Grad in etwas über zwei Stunden. Giebt man zu wenig Zuder, um den Hund

verkauf zu nähren, so ist die Temperatur am andern Morgen noch niedriger als vorher, bei reichlicher Zuckermenge höher. Daß bei diesen Versuchen das zur Auflösung und schnelleren Verdauung verwendete Wasser nicht mitwirkt, wurde durch Kontrollversuche mit reinem Wasser erwiesen; auch die Muskelwärme der Verdauungsarbeit kam hierbei keine Rolle spielen; es handelt sich demnach um eine reine, der eingeführten Zuckermenge proportionale Wärme-Erzeugung. Einführung von Brot hat dieselbe Endwirkung, aber sie tritt langsamer ein, weil die Verdauung das Stärkemehl erst in Glukose umwandeln muß und die assimilierbaren Teile nur allmählich geliefert und aufgenommen werden. Auch enthält die gleiche Menge Brot nur halb soviel Kohlenhydrate als ein gleiches Gewicht Zucker. Vor allem liefert aber der zur Verdauung fertige Zucker einen schnelleren Ersatz der Körperwärme. Um diese Verhältnisse durch den Versuch festzustellen, gab Woffo einem Hunde, der gefastet hatte, nach einander Zucker und Brot: des Morgens 2 Gramm Zucker auf jedes Milligramm seines Körpergewichts und am Abend, nachdem der Zucker verdaut war, 4 Gramm Brot pro Milligramm. Im ersten Fall dauerte es nur 1 1/2 Stunden, um die Körpertemperatur des Tieres um 1,15 Grad zu steigern, im zweiten Fall nach Verabreichung des doppelten Brotgewichts vergingen 4 1/2 Stunden, bevor die Maximalerhöhung, die hier nur 1,05 Grad erreichte, eingetreten war. —

**Aus dem Tierleben.**

— **Schulzfärbung beim Dorsch.** Im dänischen biologischen Institut hat man, schreibt die „Tägliche Rundschau“, die interessanteste Beobachtung gemacht, daß der Dorsch, und zwar der größere aus der Gattung der Schellfische, der auch Stabsjan (Gadus morrhua) genannt wird, sein verschieden gefärbtes Äußeres einer Schulzfärbung verdankt, die ebenso wie bei all den andern Tieren mit Schulzfärbung durch Anpassung an die Umgebung entsteht. Dieses unbewußte Erzeugnis der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein (nach Hädel) ist ja gerade bei der Tierwelt des Wassers sehr häufig zu finden. Beim norwegischen Dorsch oder Stabsjan — es ist dies also nicht der kleine Dorsch der Dänsee (Gadus Callarias), der ebenfalls zu den Schellfischen gehört — unterschieden die Gelehrten zwei Varietäten, den grauen und den roten Stabsjan. Dr. Hjorth, dem Leiter der norwegischen Tiefsee-Expedition, fiel es nun auf, daß der rote Dorsch sich immer an Grünalgen aufhielt, die mit roten und braunen Algen bedeckt waren, während der graue den sandigen tangbedeckten Meeresboden vorzog. Diese Betrachtung brachte diesen Gelehrten auf den Gedanken, daß es sich gar nicht um zwei verschiedene Spielarten des Dorschies handle, sondern daß die Unterschiede in der Färbung nur durch Schulzanpassung zu stande gekommen seien, und daß diese Schulzfärbung sich je nach der Farbe des Bodens ändert. Die Hjorthsche Annahme ist nun durch einen Versuch in der biologischen Anstalt Dänemarks bestätigt worden. Der Leiter desselben setzte einen roten Dorsch aus dem Großen Belt in ein Aquariumbedeckten mit dunklem Grund und dunklen Wandungen, und schon nach 24 Stunden hatte der rote Dorsch die Farbe gewechselt und war grau geworden. Es ist nicht zu zweifeln, daß auch der Stabsjan wie die meisten Plattfische über besondere Farbestoffe (Chromatophoren) in seiner Haut verfügt, die die Farbewirkung ermöglichen; ja man darf überhaupt wohl annehmen, daß ein solches Anpassungsvermögen an die Farbe der Umgebung jedem Fisch mehr oder weniger zukommt. Unterschiede in der Färbung kann man häufig bei Hechten beobachten, — es giebt dunkler und heller gefärbte Hechte — und es wäre interessant, festzustellen, ob auch sie nicht die verschieden abgetönte Färbung ihrer Haut der mehr dunkleren oder helleren Farbe der Gewässer verdanken, in denen sie gefangen worden sind. —

**Meteorologisches.**

— **Ueber die internationalen Ballonfahrten,** welche am 12. Mai von Berlin, Paris, Wien, Straßburg, Petersburg, München und Friedrichshafen aus stattfanden, berichtete am Montag im deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt Prof. A. H. Mann vom Berliner Meteorologischen Institut. Von Berlin aus wurden nicht weniger als drei verschiedene Auffahrten gemacht; es wurden nämlich ein Drachenballon, ein Ballon „Sondes“ und ein bemannter Ballon aufgelassen. Dank der seit einiger Zeit geförderten aeronautischen Organisation sind die Vorkarbeiten an der meteorologischen Station bereits so weit gediehen, um einige Experimente vornehmen zu können. So bestand denn der Plan, früher, als die Uebrigen sich in der Luft befanden, einige Nachexperimente in ziemlich hohen Schichten vorzunehmen, um so eine unterste Schicht zu schaffen, auf deren Grundlage die andern Luftschiffer ihre Messungen ausführen sollten. Bei Verwendung des Drachenballons, der an sechs Stunden lang sich in der Höhe befand, fand auch der Scheinwerfer gute Verwendung. Die Resultate aus der sechsstündigen Registrierung sind recht interessante. Am 2 Uhr nachts war ein mit Wasserstoff gefüllter kleiner „Sondes“ fertig gemacht, der eine Höhe von 6000 Meter erreichte, trotzdem er mit schweren Apparaten belastet war. Unter andern kam ein neuer Apparat zur Verwendung, bei dem auf die Uhr verzichtet wird. Der Versuch hat sich als gut erwiesen, indem er mit einer nicht mehr täuschenden Identifizierung die Höhe und die dazu ge-

hörige Temperatur anzeigt. Interessant sind die Windrichtungen, welche die verschiedenen bemannten Ballons hatten, desgleichen die gemessenen Temperaturen. Der Berliner Ballon hatte schon bei 4300 Meter —28 Grad bei einer Ausgangstemperatur von 5 Grad. Der in Paris aufgelassene Ballon hatte bei 3600 Meter —8,8 Grad bei einer gleichen Ausgangstemperatur wie Berlin. Der Straßburger Ballon zeigte bei 6000 Meter Höhe —22 Grad, während unten 6 Grad waren. Ein Registrierballon, der ebenfalls in Straßburg aufgelassen wurde, erreichte 8000 Meter und zeigte —9,6 Grad. Sehr interessantes Material dürfte die Fahrt des Prof. Hergesell, der von Friedrichshafen aus aufgestiegen ist, liefern. Dieser Ballon überflog die Alpen und landete in Ober-Oesterreich. Von Wien aus wurden zwei Ballons aufgelassen, von denen der eine in der Höhe von 4750 Meter —27 Grad als niedrigste Temperatur aufwies; eine gleiche Temperatur wurde in dem Petersburger Ballon gemessen, und zwar in der Höhe von 3700 Meter. Als Resultat gilt, daß an dem genannten Tage über ganz West- und Central-Europa bis in große Höhen eine Luftströmung von West und Nordost vorhanden war. Bei der internationalen Fahrt am 13. Mai 1898 war ein Nordstrom vorhanden gewesen, der ganz Central-Europa abgekühlt hatte, während über Ost-Europa ein ziemlich warmer Strom vorhanden war, was ja natürlich erscheint. Diesmal war es aber umgekehrt, der Nordstrom war warm, so daß die Theorie, wonach der Nordstrom für die erheblichen Temperaturdifferenzen verantwortlich zu machen sei, nicht so ganz einpruchsfrei ist. Interessant ist, daß zur gleichen Zeit und in gleicher Höhe an einem Orte —29 Grad, an einem andern nur —9 Grad Temperatur vorhanden war. —

**Humoristisches.**

— **Der leichte Dienst.** „Was macht denn jetzt Schmidt?“  
 „Er arbeitet in einem Circus.“  
 „Das ist wohl ein recht schwerer Dienst?“  
 „Oh nein, gar nicht. Er hat nichts zu thun, als zweimal am Tag seinen Kopf in das Maul des Löwen zu stecken.“ —  
 — **Ein poetischer Gendarm.** „Was treibt er denn hier?“  
 Sonnenbruder (auf dem Rücken liegend): „Ich lasse mir vom Frühling küssen!“ —  
 (Jugend.)

**Notizen.**

— **Gumperdins „Hänsel und Gretel“** hatte bei der Uraufführung in der Komischen Oper zu Paris einen großen Erfolg. —  
 — Die juristische Fakultät der Universität Jena hat beschlossen, den Dokortitel nicht mehr ohne die gedruckte Abhandlung zu verleihen. —  
 — **Erörterungen über die Reform des höheren Unterrichtswesens** sollen in der Woche nach Pfingsten stattfinden. —  
 — Eine Universität soll in Konstantinopel demnächst errichtet werden; die Hochschule soll eine wissenschaftliche Sektion und eine Akademie der Künste erhalten. —  
 — Die Errichtung eines phono-graphischen Archivs ist von der Akademie der Wissenschaften in Wien angeregt worden. Das Archiv soll aus drei Abteilungen bestehen: Die erste soll die europäischen Sprachen und Dialekte fixieren; später sollen auch die Sprachen der Völker der übrigen Erdteile aufgenommen werden. Die zweite Abteilung soll der Musik gewidmet sein und die dritte soll Reden und Aussprüche hervorragender Persönlichkeiten festhalten. —

b. **Neue Experimente über das Wachstum und die Keimung von Pflanzen unter vermindertem Luftdruck** werden in den Beiträgen zur wissenschaftlichen Botanik beschrieben. Frühere Versuche hatten keine übereinstimmenden Ergebnisse geliefert. Die neuen Versuche zeigen, daß die Keimung unter geringerem Luftdruck langsamer vor sich geht, während das Wachstum nicht merklich beschleunigt wird. Der Grund hierfür liegt wohl darin, daß infolge des geringeren Luftdrucks die Aufsaugkraft für Wasser stärker und die Wasserbewegung in der Pflanze schneller ist; der Wasserzulaß ist so stark, daß die Pflanze mehr Wasser bekommt, als sie braucht, so daß sie einen Teil auf ihren Blättern in Form von Tropfen wieder ausscheidet. —

te. **Straßenlokomotiven für Sibirien.** In San Francisco sind soeben zwei Straßenlokomotiven fertiggestellt, welche von der russischen Regierung versuchsweise auf den sibirischen Straßen mit Anhängung von 3 bis 6 Güterwagen benutzt werden sollen. Wenn der Versuch sich bewährt, sollen eine große Anzahl solcher Lokomotiven in Betrieb genommen werden, um der sibirischen Bahn an Stelle von Zweigbahnen Güter zuzuführen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 3. Juni.